

THEATER

Eine keusche Frau in Rom

Britten in bronzierter Schwüle

Die rheinische Theater- und Repräsentanten-Prominenz war zusammengeströmt, um sich die alte Geschichte von der „keuschen Lucretia“ in neuer Ton-sprache erzählen zu lassen: Benjamin Britten neue Kammeroper „Der Raub der Lucretia“ wurde in den Kölner Kammer-spielen zum erstenmal deutsch gespielt.

Benjamin Britten, Englands jugendlicher Komponistenstolz, hat mit „Lucretia“ die Zeit überrumpelt. Von Lucretias Geschichte, 500 v. Chr., zieht er einen Verbindungsstrich quer durch die Jahrhunderte bis zur Gegenwart:

Zwei Gestalten in Mönchsgewändern, ein Mann und eine Frau, stehen an der Bühnenrampe und kommentieren das dramatische Geschehen. Die heidnische Lucretia-Geschichte wird von ihnen mit christlichen Augen betrachtet und mit moralischen Sentenzen exemplarisch versehen.

Lucretia ist die einzige keusche Frau in Rom. Tarquinius, der kranke Sohn des tyrannischen Rom-Beherrschers, und Junius, römischer Feldherr, wetten im Zeltlager (1. Szene) um die Keuschheit der Römerin. „Tugend bei Frauen ist Mangel an Gelegenheit“, sagt Tarquinius. Die Lust nach der keuschen Schönheit treibt ihn vom Trinkgelage weg.

Zweite Szene: Tarquinius reitet nach Rom — der Ritt wird von den mönchischen Kommentatoren aufgeregt geschildert — und dringt in Lucretias Haus ein. Der Sprecher erläutert die fast pantomimisch aufgeführte, puppensteife Begrüßungs-szene.

Dritte Szene: Lüstern umschleicht Tarquinius Lucretias Bett. Das Orchester mischt sich gewaltig in den erregten Zwie-gesang zwischen der erwachten Lucretia und dem gierigen Tarquinius. Knapp vor der Vergewaltigung geht der Vorhang her-unter.

Am Morgen, vierte Szene, wirft sich Lucretia in die Arme ihres ahnungsvoll her-beigeeilten Feldherrngemahls. Vergebung und Liebe scheinen alles zu lösen. Da reißt Lucretia sich los und ersticht sich. Sie kann „die Schande nicht ertragen“.

Benjamin Britten hat den zwei Akten szenisch nicht viel Handlung, aber musi-

kalisch sehr viel Stimmungsgehalt gegeben. Die zitternde Trockenheit der römi-schen Sommernacht, Tarquinius lüsternes Begehren sind in seiner Musik. Ein Gewirr schreiender Dissonanzen, lyrische Melodien und sakral-feierliche Motive steigern die schwüle Spannung ins Atemberaubende. Britten's Musik wirkt ganz ursprünglich, unbeeinflusst von Reminiszenzen, Original Britten.

Zur Stilisierung des römischen Milieus waren den Mitspielern Gesicht und Hände mit Silberbronze bedeckt. In der bronzier-ten Schwüle war die mönchische Sprech-erin die einzige, die wenigstens ihre nor-male Gesichtsfarbe und ein Stückchen der blondierten Haare sehen lassen durfte.

Zum Schluß noch ein moralisierender Epilog an die Zuschauer, von Sprecher und Sprecherin gesungen. Von Schuld und Leid des Menschen, von Sünden und christ-licher Erlösung ist plötzlich die Rede, zur Deutung der Lucretia-Tragödie gedacht. Mit der tröstlichen Versicherung, daß der Tod nicht das Ende des Menschen ist, werden die Zuhörer heimgeschickt.

LITERATUR

Vom ersten Kuß bis in den Tod

Der tote Herr Kammersänger erzählt

Zweieinhalb Jahre ist der Slezak tot, aber es paßt zu ihm, daß jetzt noch ein Gruß von ihm unter die Leute kommt. Leo Slezak, Tenor, Filmschauspieler und Bücherschreiber, voluminös an Stimme, Gestalt und Humor, hatte immer Sinn für das Ueberraschende. Ende November wird noch ein Buch von ihm herauskommen.

„Mein Lebensmärchen“ heißt es und ist dem Andenken der geliebten Frau gewidmet.*) Slezak schrieb es in seinem Haus in Egern am Tegernsee, in der Zeit zwischen dem Tode seiner Frau, der ge-liebten Lieserl, und dem eigenen letzten Abgang. Es war nichts als eine Wartezeit für ihn, „bis mein Lieserl mich nach-holt“.

Er hat dem Buch, das dann die Tochter Margarete, die Kammersängerin, zur Herausgabe fertig machte, die Verse als Motto gegeben, die auch auf seiner Grab-

*) Leo Slezak: „Mein Lebensmärchen“. Verlag R. Piper & Co., München. 207 Seiten, 24 Bild-tafeln.



Voluminös an Stimme, Gestalt und Humor
„Mehr Herz, Leo“

platte auf dem Rottach-Egerner Friedhof stehen: „... und Freud und Leid und Glück und Not so miteinander tragen. Vom ersten Kuß bis in den Tod sich nur von Liebe sagen.“ Ueber dem ganzen Buch liegt die Erinnerung an die Tote. In seiner Einsamkeit wollte Leo Slezak noch einmal erleben, was er „an ihrer Seite, an ihrem Herzen erleben durfte“. Da schrieb er das „Lebensmärchen“.

Ueberhaupt: es ist wohl ein vergnügtes Buch, aber man meint doch auch etwas von den Tränen zu spüren, die, wie die Tochter sagt, in die Augen des alten Herrn Kammersänger traten, wenn er von längst dahingegangenen Freunden erzählte. Man muß beim Lesen des Buches an den milden Schleier denken, der sich über den Abend eines schönen, sonnigen Tages legt. Es schließt mit Abschiedsworten an die Kin-der, Margarete und Walter, der blond-geockt im deutschen Film anfang und nun ein Hollywooder ist.

Trotzdem, das „Lebensmärchen“ enthält Stellen, die man nicht in der Straßenbahn lesen möchte, weil es immer peinlich ist, in der Öffentlichkeit von Lachkrämpfen befallen zu werden. Leo Slezak erweist sich wieder als der fanatische Plauderer, der er im Leben gewesen ist und auch in seinen früheren Büchern.**)

Er plaudert das so herunter, leichthin und bekömmlich, ohne langes Federlesen. Er erzählt von lorbeerbekränzten Kollegen und namenlosen Freunden, von Begegnun-gen und Schicksalen, Anekdoten und Witze. („Im Erzählen von Witzen . . . stehe ich auf einsamer Höhe.“) Die Skizze einer märchenhaft fernen Zeit ergibt sich be-läufig, und das Bildnis eines närrischen,

** Das erste waren die „Gesammelten Werke“. Darin tat Leo Slezak den Eid, fürder kein Buch zu schreiben. Er tat es dennoch, weswegen sein zweites Buch „Der Wortbruch“ hieß. Ein „Rück-fall“ folgte.



Slezakistisch: Dreimal im Sängerkragen — Tenor, Filmschauspieler, Bücherschreiber

klugen, lachenden, guten Mannes schimmert durch.

Das Leben Slezaks taucht wieder auf: Die Zeit, als er Gärtnerlehrling, danach Schlosserlehrling, danach Soldat war, „einer der schönsten Unteroffiziere des 17. k. u. k. Jägerbataillons in Brünn“. Sein tenoraler Anfang am Brüner Theater, wo er „ein Loch in der Natur“ war. Dann die wilhelminische Kunstkaserne der Kgl. Oper in Berlin, das Zwischenspiel in Breslau und 1901, Slezak war bare 28 Jahre, die k. u. k. Hofoper in Wien. Die Jahre dort, im Glanz des Helden Tenors, die Gastspiele auf den strahlendsten Bühnen der Welt, die internationale Karriere eines großen Sängers.

Der Altersweisheit des Mannes, der sein viertes und letztes Buch unter den selbstgepflanzten Bäumen seines Egerner Gartens schrieb, erschien das „bißchen Berühmtheit“ zweifelhaft. Und Leo Slezak war zweimal berühmt, als Tenor und als Filmschauspieler. Ueber den Film fällt allerdings in „Lebensmärchen“ kein Wort.

Er war schon in den 60ern, als er zum Film ging. Unter seinen Rollen dort war viel Klamauk, Aber Slezak spielte nicht die Rollen, er spielte, ein bessener Komödiant, in Variationen sich selbst, seine überschießende Lebendigkeit, seinen erfindungsreichen Humor. Die Rollen profitierten davon. Noch die albernste bekam etwas „Slezakistisch“-Menschliches.

Er war mit seinem, die Karikaturisten von jeher herausfordernden Sängerkragen, der die Kehle der Öffentlichkeit preisgab, das massive Gewicht der deutschen Filmkomik. In seinem Spiel war wie in zwinckernder Selbstironie immer etwas vom Pathos des Hofopernsängers. Er war das männliche Pendant zu Adele Sandrock, die vom hohen Kothurn der Tragödin kam, um in den deutschen Film Humor zu bringen.

Man erfährt nun von Slezak selbst, daß es wie im Leben vieler großer Humoristen, auch in seinem etwas gab, was ihn hinderte, so recht von Herzen froh zu werden: „Wenn ich so recht glücklich war . . . kroch plötzlich wie ein riesenhafter Schatten die Angst an mir empor: morgen kann eine schwere Krankheit kommen — die Stimme kann versagen, dieses oder jenes Unglück kann geschehen.“ Solche drohenden Gedanken haben ihn sein Leben lang begleitet, gesteht Leo Slezak und nennt es eine Tragik.

Er hat einer Generation Verdis „Othello“ vorgesungen, die rollenden Wagnerpartien und (das war „Gottesdienst, Traum und Schönheit“) Schubertlieder, er hat der nächsten Generation Spaßmacherrollen im Film vorgespielt, und hat hier wie dort triumphiert. Er nennt den letzten Grund dieses Erfolges, wenn er, nicht von sich, aber von anderen sagt: Sie hatten das Geheimnis, „das einzige Geheimnis, das wir haben — Herz“.

„Leo, mehr Herz — denk an deine Liesi“, mahnte Slezaks Lehrer Adolf Robinson, der selbst einst ein umfeierter Tenor gewesen war und Slezaks Stimme entdeckte. Auch beim Skalensingen mußte der Schüler sich einen innigen Worttext ausdenken und durfte nicht einfache Noten singen.

Olaf Gulbransson, der Simplizissimus-Zeichner der feinen, schattenlosen, allesagenden Linien, der nun das Titelbild für das posthume Buch des Freundes entwarf, hat, als Slezak gestorben war, das Bild eines Mannes gezeichnet, der in hilflosem Schmerz Kopf und Hände auf den Tisch hat sinken lassen. Darunter schrieb er: „Herrejesus — der Slezak ist gestorben. Der Beste und Gütigste und Gültigste von uns allen.“ „Gültigste“ hat er unterstrichen.

Ein I für ein Ypsilon

In Sachen Lili Marlen

Lili Marleen“ soll vor den Pen-Club kommen. Hans Leip, der Dichter des Belgrader-Soldatensender-Songs, sah sich genötigt, in Sachen Lili Marleen einen Brief zu schreiben, und es ist möglich, daß dieser Brief zur Sprache kommt, wenn sich am 18. November die deutsche Gruppe des Clubs der Poets, Playwrights, Editors, Essayists, Novellists zur Neugründung in Göttingen zusammenfindet.

Der Brief Hans Leips hat eine Vorgeschichte. In der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschien, mit Margrit Freud unterzeichnet, ein Artikel. Darin hieß es in feuilletonistischer Dramatik:

„In London sitzt in einem Kino Lilly Marlé und ihr Mann Arnold Marlé. Lilly Freud-Marlé ist die Tochter einer durch



Leider keine Millionen verdient: Hans Leip
„ . . . würde mich aufrichtig freuen“

die Nazis ermordeten Schwester Sigmund Freuds. Sie hat eben eine Sigmund-Freud-Biographie beendet und einen Band Gedichte „Alpenglüh“ und will sich im Kino entspannen.

„Da sieht sie im Film einen Soldaten in einem Konzentrationslager. . . Der Soldat streichelt ein schneeweißes Kaninchen und sagt: Du bist meine Lili Marleen.“

„Lilly Freud-Marlé sieht ihren Mann an, sie weiß, daß dies alles mit ihr zu tun hat. Sie sieht im Geiste die erfolgreichen Jahre im Hamburg, da sie als Diseuse Erfolge feierte. Sie erinnert sich auch, daß der berühmte Grammophon Song aus Hamburg stammen soll.“

Der Artikel berichtet weiter, Hans Leip sei vor 1933 „ein gewinnender Mann“ gewesen, habe aber später „Nazipropaganda am Belgrader Radio gemacht“. In einem Brief, den der Leiter des Pen-Clubs in London aus Hamburg erhalten habe, sei jedoch „zum Beweis, daß Hans Leip vor 1933 jugendfreundlich gewesen ist“, hervorgehoben, das Lied „Lili Marleen“ sei ursprünglich „der international bekannten Rezitatorin und Diseuse Lilly Marlé“ gewidmet gewesen.

„Die deutschen Soldaten“, schreibt Margrit Freud weiter in ihrem Zürcher Artikel, „haben also vor oder nach ihrer Schreckensarbeit bei den Gasöfen ein Lied auf den Lippen gehabt, das einer jüdischen

Diseuse gewidmet war, deren poetische Wiedergabe von Werken H. C. Andersens, Tagores, chinesischer, japanischer Lyrik und deutscher und jüdischer Klassiker einen deutschen Poeten aus Hamburg zu einem Grammophon Song angeregt hat, der ihm Millionen eingebracht hat und zum Weiterfolg geworden ist.“

Der Artikel Margrit Freuds zog Kreise. Er war der Grund, daß im Pen-Club gegen den Vorschlag protestiert wurde, Hans Leip in die deutsche Gruppe des Pen-Clubs aufzunehmen.

Hans Leip erfuhr von dem Artikel erst viele Wochen später. Er bekam ihn von einem Freund zugeschickt, als er in Prien am Chiemsee im Krankenhaus lag. Bei einem Absturz in den bayrischen Bergen hatte er sich den Arm gebrochen.

Hans Leip schrieb an Margrit Freud einen Brief und stellte ihr die schon nacherade historisch gewordene Geschichte der Lili Marleen vor: Er habe das Lied 1915 als Gardefüselier geschrieben. Es sei keiner Tänzerin und keiner Diseuse sondern zwei schlichten Mädchen gewidmet gewesen, einer Lili und einer Marleen. Es sei ohne sein Zutun geschehen, daß der Belgrader Sender der von Norbert Schultze in Musik gesetzten Lili Marleen zu ihrer Verbreitung verholfen habe.

Und weiter: „Von einer Nazipropaganda am Belgrader Radio kann meinerseits keine Rede sein. Leider habe ich an dem Lied auch keine Millionen verdient, wie Sie meinen, denn die Militärsender pflegten nichts zu zahlen. Ich habe auch abgelehnt, trotz der Aufforderung durch Goebbels, einen Film über den Lili-Marleen-Stoff zu schreiben.“

Leips Schlußschnörkel: „Sollten aber meine bescheidenen Verse Frau Freud-Marlé, obgleich sie diese versehentlich und erst im Jahre 1948 auf sich bezog, dazu gedient haben, eine ihr wünschenswerte Aufmerksamkeit zu erregen, würde es mich aufrichtig freuen.“

Dieser Brief, von dem ein Durchschlag auch Mr. Hermon Ould, dem Generalsekretär des Pen-Clubs in London geschickt wurde, ging an alle Zeitungen in der Welt, die den Artikel Margrit Freuds nachgedruckt hatten. Sie druckten nun auch Leips Entgegnung ab. Nur eine tat es nicht: die Neue Zürcher Zeitung.

Frau Lilly Freud-Marlé selbst hat inzwischen die Schreibart ihres Vornamens geändert, sie schreibt ihn nun wie die Belgrader Lili.

KLEINKUNST

Willi Schaeffers an Bord

Das Schiff steht Kopf

Zwei Flugzeuge voll Kleinkunst landeten an der Alster: Willi Schaeffers mit Ensemble und Dekorationen für die Revue „Melodie der Straße“. Das Berliner Kabarett der Komiker startete nun auch in Hamburg, im eigenen Haus.

Hamburgs Behörden haben den grauhaarigen Barden der Kleinkunst mit offenen Armen empfangen. Die Eröffnungsvorstellung im intim umfrieserten Saal des ausgebombten Altonaer Kaiserhofes wurde nahezu ein gesellschaftliches Ereignis. Kultursenator Hartenfels begrüßte das neue Hamburger Ka-de-Ko mit einem wasserkantigen Ahoi.

Die Ka-de-Ko-Komiker wohnen in den Kabinen des Hotel-Schiffes „St. Louis“. Das „kleine Konferenzzimmer“ des früheren Amerika-Dampfers ist Theater-Büro. Die